

I. 52.

Joachim Jensch,

Lörrach

Erinnerungen an das Kriegsende in Lörrach

*Er wird am 9. Mai 1945 fünf Jahre alt. Er stammt aus einer „bürgerlichen Großfamilie“ von **Lörrach**: der Großvater Fritz Kern Fabrikant, sein Vater Hans mit in der Geschäftsführung, die Oma Pianistin, drei Tanten, ein Bruder und die am 6. März 1945 geborene kleine Schwester Monika. Großvater, Stadtrat, sehr sozial eingestellt, Gartenfreund: deshalb gut mit Gemüse und Obst versorgt. Fritz Kern führt Tagebuch, aus dem sich der Enkel nun bedient. Ein polnischer Zwangsarbeiter nimmt ihn immer mit in den Luftschutzkeller. Die Belegschaft der Firma Kern muss zum Schanzen zum Stauwehr an den Rhein bei **Eimeldingen**, der Vater muss zum Volkssturm. Am 2. April, Ostermontag, wird die kleine Schwester getauft – zu Hause, die Mutter hat Angst vor Tieffliegern. Im April wird der Vater mit dem Volkssturm nach **Freiburg** verlegt. Am 23.4. ist er wieder zurück. Dem Sohn hat er es so erzählt: Als sie sahen, dass sie gegen die französische Armee keine Chancen haben, versteckten sie sich am 21.4. im Keller eines zerschossenen Hauses in Freiburg. In der Dämmerung machte sich die Gruppe auf und marschierte „im imitierten französischen Militärschritt“ bis zum Wald zwischen **Wiehre und Günterstal**, wo sie in einer abgelegenen Hütte übernachteten. Am 22.4. ging es zu Fuß über **Schauinsland, Notschrei nach Todtnau**, wo sie mit dem Zug nach Zell fahren, von dort wieder zu Fuß nach **Lörrach**. Am 23.4. schießen acht Tiefflieger einen Güterzug in **Lörrach** in Brand. Am 24.4. wird Lörrach besetzt, der Großvater führt als 2. Beigeordneter die Übergabeverhandlungen im Rathaus. Bürgermeister Boos lag unter Bewachung im Lazarett. Einquartierung: 28 Mann und 3 Offiziere, die Familie zieht ins Betriebsbüro. Marokkaner beschenken die Kinder, am Ramadan machen sie mit Trommeln einen Umzug, an der Spitze ein geschmückter Hammel. Von Juli 1945 bis 1947 Demontage in der Fabrik, Maschinen weg, Aufträge da.*



Parade der Kolonialtruppen am 8. September 1945 in Lörrach – vorneweg marschierte dieser Soldat mit dem herausgeputzten Ziegenbock, dem Talisman der Einheit

Foto: ZVG, Reproduktion: BZ (I.52)

September 1944— September 1945

Am Tag nach dem 8. Mai 1945, an dem mein Großvater lakonisch und ohne Kommentar in seinen Pultkalender „Les autres célèbrent“ und daneben „Victory day“ eingetragen hatte, am Tag danach also feierte ich meinen 5. Geburtstag. Wer dachte an diesem 9. Mai 1945 wohl an den 140. Todestag von Friedrich von Schiller („Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?“) und noch einen Tag später, am 10. Mai 1945, an den 185. Geburtstag von Johann Peter Hebel („S'git au no Sache ähne dra...“)? Wohl die Wenigsten an Schiller, mehr noch hier im Südbadischen vielleicht an den Heimatdichter Hebel. Ich war zu klein, um an beide zu denken, da ich sie schlicht noch gar nicht kannte.

Als ich am 9. Mai 1940 abends um halb neun in Lörrach geboren wurde, war die deutsche Wehrmacht bereits auf dem Vormarsch in Richtung Frankreich, und in die Freude über meine Geburt mischte sich am frühen 10. Mai nach den ersten Radiomeldungen auch in meiner Familie die Freude über die erfolgreiche

Besetzung unseres westlichen Nachbarlandes. Meine Familie konnte ich später immer wieder mit der Frage ärgern, worüber sie sich in dieser Nacht letztlich mehr gefreut hätten.

Meine Kindheit verbrachte ich wohlbehütet in einer bürgerlichen Großfamilie. Mein Großvater, Fritz Kern (1886-1973), war Fabrikant und betrieb mit etwa 80 Arbeitern und Angestellten eine Werkzeugmaschinenfabrik. Meine Großmutter, Ruth Kern, geb. Reinau (1892-1989) hatte sich bei Hans Huber in Basel als Pianistin ausbilden lassen. Ihre Profession opferte sie jedoch in den Jahren nach der Heirat 1913 mehr und mehr dem folgenden Kindersegen, der sich zwischen 1915 und 1925 in Form von vier Töchtern einstellte: Verena (1915-1990), meine Mutter, Meilies (1917-1990), Susanne (1922-2005) und Ruth (*1925). Zu dieser Familie gesellte sich 1937 nach der Heirat mein Vater, Hans Jensch (1904-1969), mein Bruder Peter (*1938), meine kleine, am 6. März 1945 geborenen Schwester Monika und ich, Joachim Jensch. Wir waren also zehn Personen.

Mein Großvater war privat ein Schöngest und verwirklichte sich hinter dem Fabrikareal zu unser aller Freude und Genuss sein persönliches Arkadien: Großer Garten mit Obst, Gemüse, Blumen, einer Rosenzucht mit Gewächshaus, großem parkähnlichem Baumbestand und einem 20x10 Meter großen Schwimmbad mit Rutschbahn und Badehäuschen. Er führte ein sehr geselliges und großzügiges Haus. Als Mitglied des Stadtrates und 2. Beigeordneter sowie als Kirchengemeinderat hatte er einen entsprechend großen Freundes- und Bekanntenkreis. Bei uns ging alles ein und aus: Fabrikanten, Rechtsanwälte, Gymnasiallehrer, Beamte und Künstler. Zu den - vielfach regelmäßigen - Besuchern, die zum Mittag- oder Abendessen oder „zu einem Glas Wein bis 1/2 1 Uhr“ blieben, gehörten u.a. auch der Bildhauer Max Läger und die Künstlerbrüder Adolf Strübe und Hermann Burte. Für mich war dies das normale Leben.

Der quantitativ hohen Zahl an weiblichen Familienmitgliedern zufolge wurde ich fast selbstverständlich von mehreren Seiten erzogen, was mir auf die Dauer nicht bekam, denn später wurde ich rückblickend als damals „schwieriges Kind“ bezeichnet - im Gegensatz zu meinem Bruder, der zum Vorzeigebuben getrimmt wurde, den ich mir also gefälligst zum Vorbild zu nehmen hatte. Jedoch als Zweitgeborener lässt sich manches im Windschatten eines älteren Bruders anstellen, was in meinem Fall dann zum allgemeinen Befund „schwierig“ führte.

Im Alter von 5 Jahren hat sich beim Kind eine Beobachtungsgabe entwickelt, welche später als erinnerungswürdig herangezogen werden kann. So reichen meine ersten Erinnerungen auch etwa in jenes Alter zurück, in die Zeit um das Kriegsende im Jahre 1945. Vieles vermischt sich später jedoch und nährt die Ungewissheit, was tatsächliche Erinnerungen, was bloße Erzählungen sind. Unbestechliche Hilfestellung gibt mir heute noch der Pultkalender meines Großvaters aus jenen Jahren. Akribisch genau hat er seinerzeit alles meist kommentarlos notiert. Jeder Tag begann mit dem Eintrag des Wetters, dann folgten die genauen Zeiten von Voralarm und Alarm und dann die alltäglichen Dinge, von Auftragsanfragen im Betrieb über Krankmeldungen, ärgerlichen Volkssturmeinzügen von Betriebsangehörigen bis

hin zu geografisch genau notierten Abendspaziergängen und privaten Besuchen „zum Tee“ oder „zu einem Glas Wein“.

Beispiel:

Samstag, 24. Februar 1945 - schön 0 Grad - 8.30 Voralarm, 9.30 Alarm, 9.45 Voralarm, 15.00 Alarm, 15.15 Voralarm, 17.00 Alarm, 17.10 Voralarm. 4 Flieger werfen Bomben in Richtung Gysinplatz (Daur-Hütte auf dem Tüllinger Berg), jeden falls wollten sie Batterien angreifen. Um 15.00 brausen 26 Maschinen über uns weg, vermutlich haben sie in der Schopfheimer Gegend Bomben geworfen. - Nein, in Brombach, sie galten der Firma Ate; man spricht von 25 Toten. Von heute ab schließt der Betrieb an Samstagen um 12.00, damit die Leute warmes Essen bekommen.“

Not, Leid und Sorgen kann ein Kind in diesem Alter qualitativ noch nicht einordnen. Körperliche Verletzungen bleiben eher in Erinnerung als seelische: ein aufgeschlagenes Knie hat in der Erinnerung einen höheren Stellenwert als eine Hausarrestbestrafung, bei der man sich immerhin zum Fenster herauslehnen konnte, um mit den Freunden auf der Straße zu kommunizieren.

Not.- Durch die reichhaltigen Früchte des Gartens hatten wir immer Obst und Gemüse im Haus. In der Einmachzeit mussten alle Familienmitglieder helfen. Uns Kleinen wies man das Erbsenausmachen und Bohnengipflern zu. Unsere kleinen Hobel waren an der Tischkante befestigt. Darüber zogen wir die Bohnen. Schüssel für Schüssel. Keller und Speicher waren gefüllt mit Einmachgläsern. Wenn meine Großeltern und Eltern auswärts Geburtstagsgeschenke machten, so brachten sie in jenen Zeiten immer Eingemachtes mit: ein Glas Tomatenpüree oder eingelegte Birnen, oder Marmelade oder Kompott.

Mein Großvater war seinen Belegschaftsangehörigen gegenüber sehr sozial eingestellt. Abends nach Betriebsschluss machte er fast regelmäßig Besuche bei kranken Mitarbeitern. Bei Familien mit Kindern nahm er dann einen von uns Buben mit. Auch da brachte er der Hausfrau Eingemachtes oder einen Strauß Blumen mit. Oder: unsere Spielkameraden, die meistens aus ärmlicheren Häusern kamen als wir, wurden jeden Nachmittag, wenn wir in unserem Hof unser Unwesen trieben, mit Obst und Saft versorgt. Bis zum Kriegsende war auch die Fleischversorgung so, dass man wenigstens am Sonntag ein Stück auf dem Teller haben konnte. Mangel hatten wir eigentlich nur an Kartoffeln und Brot.

Erst in der Hamsterzeit, in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg, konnten wir über befreundete Bauern auf dem Lande diesen Mangel beheben. Ein Vorteil dabei war der, dass mein Großvater ein großer Wanderer war und fast sonntäglich große Märsche übers Land unternahm. Dabei hatte er im Markgräflerland seine ganz speziellen „Absteigen“. In Eimeldingen kehrte er bei Seth Streich im „Löwen“ ein, in Binzen bei Dösserichs in der „Mühle“, in Wollbach-Egerten bei Geitlingers im „Hirschen“ und in Ötlingen bei Raupps im „Ochsen“. Selbst uns Buben nahm er dabei nicht selten mit. Das ging dann über einen ganzen Nachmittag hinweg bis in die Abendstunden. Bei diesen Gasthausbesuchen lernte er natürlich auch den einen oder andern Landwirt kennen, auf den wir dann später zurückgreifen konnten.

Not, Leid und Sorgen? - Nein, für ein Kind waren es die kleinen visuellen Wahrnehmungen, die haften blieben. Zum Beispiel: Wenn Beflagung angeordnet war, wurde die Hakenkreuzfahne durch unser Kinderzimmer, das zur Straße hin lag, getragen, und in die Dreieckvorrichtung an der Hauswand eingesteckt. Das empfand ich immer als schöne Abwechslung. Ebenso schön fand ich aber später dann auch, als erstmals die badische Fahne eingesteckt wurde. Rein aus ästhetischen Gründen fand ich die badische Fahne aber schöner, weil ich rot und gelb als leuchtender und heimeliger empfand.

Regelrecht spannend und lustig zugleich fand ich die häufige Flucht in den Luftschutzkeller bei Sirenenalarm. Ein bei uns internierter Pole, hoch gewachsen, blond, schnappte mich immer als ersten unter den Arm und stürmte mit mir, begleitet von meinen Jubelschreien, in den Keller hinunter. In den letzten Monaten vor Kriegsende, als die Sirenen immer häufiger aufheulten - oftmals bis zehn Mal am Tag -, entschlossen sich meine Eltern, uns Buben ins Souterrain zu verlegen, in ein Zimmer, das meist zum Wäschetrocknen und Bügeln verwendet wurde. Von hier aus war es nur ein Sprung über den Flur zur Kellertüre.

Man bettete uns dabei in übergroße Wäschekörbe. Ich fand das nicht ungemütlich und gewann diesem Umstand sogar noch eine besondere Pikanterie ab. Während meine Mutter oder wer uns von den vielen Frauen ins Bett brachte dachte, ich schliefe bereits, spitzelte ich durch das grob gearbeitete Korbgeflecht und bewunderte schon als 5-Jähriger schöne Frauenbeine.

Mein Vater war ein an der italienischen Riviera geborener Auslandsdeutscher mit entsprechend italienischem Pass. Den behielt er auch nach der Heirat, und selbst meine Mutter nahm die italienische Staatsbürgerschaft an. In Zeiten der deutsch-italienischen Allianz ein vielleicht besonders zu würdigender Akt. Jedenfalls: Auch wir Kinder waren somit selbstverständlich Italiener - übrigens bis 1962. Mein Bruder ließ sich vor Beginn seines Studiums bereits 1958 eindeutschen. In meinen Ausweispapieren standen als Vornamen Giovanni Gioacchino. Warum erinnerte mich dieser Vorname wohl an Rossinis Oper „Die diebische Elster“?

Nach der Heirat 1937 trat mein Vater als kaufmännischer Leiter in den Betrieb seines Schwiegervaters ein. Beide, mein Großvater und mein Vater, wurden jedoch nicht zum Militär eingezogen. Lediglich mein Vater musste am Ende des Krieges in den Volkssturm. Er verbrachte dabei die meiste Zeit mit Schanzarbeiten im Rheinvorland und am Isteiner Klotz wie übrigens viele Bewohner der Lörracher Umgebung - auch meine Tanten und oftmals an Wochenenden ganze Betriebsbelegschaften.

Aus dem Pultkalender meines Großvaters: *„Sonntag, 10. September 1944. Vorm. 6.45 trat die in Frage kommende Belegschaft KERN am Bahnhof Lörrach an. Im III. Extrazug führen wir endlich um 8.30 nach Weil. Dort Alarm. Auf Station Weil-Rhein Eisenbahnzusammenstoß. 10 Stück Großvieh umgekommen! Belegschaft KERN fuhr mit Triebwagen nach Eimeldingen weiter und marschiert von hier aus zum*

Stauwehr an den Rhein. Dort wurden wir in Gruppen eingeteilt und pickelten und schaufelten den ganzen Tag. Vorm. war 1/2 Stunde Vesperpause, 5/4 Std. Mittagspause und 16.00 wieder 1/2 Std. Vesperpause. Am Vormittag gab es laufend Fliegeralarm. 4 feindliche Flieger kreisten wiederholt um den Isteiner Klotz. Um 11 Uhr zog ein Bombengeschwader über den Wolken vorbei. In Basel Alarm. Nachmittags keine Fliegerbelästigung. Das Wetter war zum Schippen vorzüglich, nicht zu kalt, nicht zu heiß. Um 15 Uhr holte ich in Märkt die Zusatzkarten und verteilte sie anschließend. Gegen Abend, auf dem Heimweg, kehrte ich bei Seth (Streich, Gastwirt des „Löwen“ in Eimeldingen) an und trank mit ihm eine gute Flasche Ruländer. Mit Hans fuhr ich um 18.00 nach Haltingen, von wo wir über den Tüllinger Berg heimmarschierten. Zu Hause großer Empfang.“ Ich sehe beide noch in der Erinnerung aus meinem Wäschekorb heraus, wie sie recht verstaubt im Hof standen und uns durchs Fenster zuwinkten.

Ostermontag, 2. April 1945: Taufe meiner Schwester. Aus Sicherheitsgründen wollte meine Mutter mit dem Kleinkind nicht auf die Straße und in die Kirche. Also vereinbarte man eine Haustaufe. Um 11 Uhr kam Dekan Hans Katz mit dem Kirchendiener und taufte in unserem Wohnzimmer die Kleine. Zuvor hatte meine Mutter Anweisungen erhalten, was sie zur Taufe alles zu richten hatte. Auch das Taufwasser. Und als erstes, was der Kirchendiener, ein altes buckliges Männlein, prüfte, war die Temperatur des Taufwassers. Er steckte die Hand ins Wasser und meinte: „Es dürfte ein bisschen wärmer sein.“ Aus unserem Blumengarten hatte mein Großvater die ersten beiden Maréchal-Niel-Rosen geschnitten, die einen betörenden Duft im Zimmer verbreiteten. Den Schmuck vollkommen machten noch einige herrlich blühenden Forsythienzweige. Mein Vater war am Ostersonntag um 1/2 12 mittags vom Isteiner Klotz her heimgekommen und musste am Montagabend um 1/2 9 wieder in Stellung.

Am Ende des Krieges, im April 1945, wurde die Volkssturmeinheit meines Vaters in die Freiburger Gegend verlegt. Eintrag meines Großvaters im Pultkalender:

„22. April 1945: Nachmittags 2 Uhr kommt ein Telefon aus Muggenbrunn von Hans, dass er dort zu Fuß von Freiburg her angelangt sei. Welche Freude.“

„23. April 1945: Hans ist nachts um 1 Uhr eingetroffen. Er war sehr mitgenommen.“

Am Morgen dieses 23. Aprils wurde uns Kindern mitgeteilt, dass der Papi wieder da sei und wir ruhig sein sollten, da er noch schlief. Als er ausgeschlafen hatte, betrachteten wir ihn strahlend wie einen Kriegshelden. Dadurch, dass der Vater wieder zu Hause war, war für uns der Krieg zu Ende.

Später erzählte er uns die ganze Geschichte seiner „Flucht“. Nachdem sie festgestellt hatten, dass sie gegen die französischen Besatzer keine Chance haben würden, beschlossen die wenigen noch verbliebenen Mitglieder der Volkssturmeinheit, der mein Vater angehörte, sich über den Schwarzwald aus Freiburg abzusetzen. Sie verkrochen sich am 21. April im Keller eines zerbombten Hauses an der Dreisam und warteten die Dämmerung ab. In der beginnenden Dunkelheit formierten sie sich zu einem kleinen Zug und marschierten im imitierten französischen Militärschritt bis zum Wald zwischen Wiehre und Günterstal. Dort übernachteten sie in einer abgelegenen, geschützten Hütte und gelangten dann am

nächsten Tag, dem 22. April, zu Fuß über den Schauinsland, Halde, Notschrei nach Muggenbrunn, von wo mein Vater im Gasthaus „Grüner Baum“ bei uns zu Hause anrief. Abends erreichten sie noch das letzte „Todtnauerli“ nach Zell (die mittlerweile eingestellte Bahn zwischen Todtnau und Zell). Von Zell marschierten sie dann nachts der Wiese entlang nach Lörrach, wo sie zur Geisterstunde eintrafen.

Am selben Tag, dem 23. April, notierte mein Großvater noch weiter:

„Um 17 Uhr mit Bude, Peter und Joachim (also uns Buben, 7 und knapp 5 Jahre alt) an den Zoll. Auf dem Heimweg am Stettener Bahnhof erschienen 8 Tiefflieger, die während 30 Minuten auf die Stadt mit Bordwaffen schossen und einen Güterzug in Brand steckten. Wir saßen bei Zimmermeister Storz im Luftschutzkeller. Nachher mit Hans 1 Glas Wein getrunken.“

Am Tag darauf, am 24. April, einem Dienstag, wurde Lörrach von den Franzosen, der Division d'Infanterie Coloniale und einer Kampftruppe der französischen Panzerdivision, eingenommen. Aus den Aufzeichnungen meines Großvaters:

“Morgens 5 1/2 Uhr starke Sprengung. Zwischen 7 und 8 starke Sprengung im Munitionslager Haagen. Ab 1/2 11 Uhr Bordwaffen- und Artilleriebeschuss bis 12 Uhr. Ab 13 Uhr hört man Panzer fahren.“

Kurz nach 14 Uhr wurde mein Großvater als 2. Beigeordneter des Lörracher Gemeinderates von den Franzosen aufs Rathaus bestellt, um als Bevollmächtigter der Stadt die Übergabeverhandlungen zu führen. Der Bürgermeister, Reinhard Boos, ein linientreuer NSDAP-Parteigenosse, lag unter Bewachung im Lazarett. Diese Verhandlungen dauerten bis zum 2. Mai. Es handelte sich vor allem um Energie- und Versorgungsfragen, um Einquartierungen und damit verbundenen Bereitstellungen von Hallen, Schulen, Verpflegung und Heizmaterial sowie um die Beamtenentlohnung.

Am 2. Mai wurde mein Großvater abgelöst. Die Franzosen setzten an diesem Tag Josef Pfeffer als Bürgermeister ein. Die schriftlichen Aufzeichnungen meines Großvaters decken sich jedoch nicht mit meinen Erinnerungen. Doch etwas für uns Kinder Erregendes geschah trotzdem. Aus den Aufzeichnungen meines Großvaters, nachdem er die ersten Verhandlungen am 24. April beschrieben hatte:

“Als ich abends nach Hause kam, wimmelte das Haus vor Einquartierung. Ruth muss auf dem kleinen Herd und später auf dem Feuerherd kochen. 28 Mann und 3 Offiziere sind da und logieren (auf dem großen Speicher) über dem Büro. Im technischen Büro wird ein Hilfslazarett eingerichtet.“

An diese Einquartierung erinnere ich mich noch ganz genau. Es waren alles Marokkaner, die ein großes Herz für uns Kinder hatten, vor allem für unsere zwei Monate alte Schwester, die bei schönem Wetter im Hof in ihrem Stubenwagen immer leicht lächelnd dahinschlummerte. Wir wurden mit Bonbons und Schokolade gefüttert. Sie spielten mit uns auf dem Hinterhof, und einer fuhr unter tosendem Gelächter aller im Hinterhof mit meinem Dreirad eine Ehrenrunde. Ich beobachtete diese Szene mit eher gemischten Gefühlen und war letztlich gottfroh, mein geliebtes „Rädl“ wieder heil in Empfang nehmen zu dürfen.

Die Anwesenheit der Marokkaner wurde unser tägliches Leben. Gegenüber im Aichele-Park, in der unteren Aichele-Villa, befand sich das Gouvernement Militaire und einer der dort beschäftigten Offiziere, auch Marokkaner, zog mit seiner ganzen Familie bei uns ein. Wir mussten uns häuslich noch mehr einschränken. Der Sohn des Offiziers, etwas älter als ich, bewohnte unser Kinderzimmer, und als die Familie später nach der unmittelbaren Besatzerzeit wieder auszog, waren alle Wände des Kinderzimmers mit Tinte bespritzt. Ich heulte vor Wut.

Außer uns fünf Jenschs wohnte die ganze übrige Familie mittlerweile in den Büroräumen des Betriebs. Weihnachten 1945 feierten wir im Büro meines Großvaters, die Eisenbahn für uns Kinder war im Büro meines Vaters aufgebaut. Für die Erwachsenen war diese Marokkanerzeit gar nicht so spannend, wie ich später erfuhr. Besonders den Frauen wurde ans Herz gelegt, sich nicht zu auffällig zu kleiden. Eine meiner Tanten, damals 28 Jahre alt, nahm diese Empfehlung etwas zu genau. Sie lief in jener Zeit immer besonders zerlumpt und mit verschmutztem Gesicht herum, so dass sie von meiner Großmutter doch einmal ermahnt werden musste, es nicht zu übertreiben und sich wieder einmal zu waschen.

Richtig aufregend wurde es dann am Samstag, 8. September 1945, an den ich mich noch genau erinnere. Die Marokkaner feierten Ramadan. Dazu hatten sie Tage zuvor bereits zwei große Lehmherde in unserem Garten hinter dem Fabrikgelände aufgebaut. An diesem Abend war Verdunkelung angewiesen worden. Das heißt, die Fensterläden mussten geschlossen bleiben. Plötzlich hörten wir ein dumpfes Trommeln, das immer näher kam. Wir spickten durch die Fensterritzen und sahen ein gewaltiges Spektakel: An der Spitze des Zuges trottete ein festlich geschmückter Hammel mit einem orientalischen Teppich auf dem Rücken. Dann folgten die Trommler und dann die Fackelträger. Alle marschierten in extrem langsamen Schritt. Gespenstisch. Es war jedoch nur eine kurze Wegstrecke. Vom Gouvernement militaire zogen sie ein kurzes Stück Basler Straße hinauf, bogen oberhalb unseres Hauses in die Fabrikstraße ein, um auf der Straße zwischen der KBC und unserer Fabrik auf das Gelände unseres Gartens zu gelangen.

Am Sonntag, 9. September, schrieb mein Großvater in den Pultkalender:

„ab 10 Uhr regnerisch. - 8 Uhr Kirche, Dekan Katz, Römer 7,23. - Ab 10 Uhr Hammelbraterei im Garten.“

Von weitem, erinnere ich mich, konnte man den für uns ungewöhnlichen Duft riechen, den Rauch aufsteigen sehen und dumpfe Trommeln hören.

Ab Juli 1945 bis Mai 1946 wurde die Fabrik demontiert. Alle paar Wochen erschienen französische Offiziere und beschlagnahmten wahllos Maschinen. Letzte Beschlagnahmungen von Maschinen geschahen sogar noch bis 1947. Mein Großvater war oft der Verzweiflung nahe. Einerseits kamen die Belegschaftsmitglieder wieder aus der Gefangenschaft oder der Verhaftung und wollten arbeiten. Aufträge kamen auch wieder herein, es fehlte aber an Maschinen. Mein Vater, der fließend französisch sprach, war fast wöchentlich in Baden-Baden auf dem französischen Hauptquartier und verhandelte mit den dortigen Behörden über die Genehmigung von Aufträgen und über die Überlassung von Maschinen.

Am 2. Juni 1947 brach es aus meinem Großvater heraus und er notierte in seinem Pultkalender:
„Montag, 2. Juni 1947: heiß wie in den Hundstagen. Jetzt sollte man den Betrieb schließen. Es macht wirklich keine Freude, in einem Betrieb zu stehen, der Aufträge über die Ohren hat, dem es aber an Material fehlt, der nicht über die nötigen Leute verfügt, also nicht kann, wie er will. Von der Belegschaft fehlen ständig, da zur Zeit Holz gemacht und geheut wird. Dementsprechend Urlaub. Krank sind dauernd 4-5. Wenn morgens der Betrieb beginnt, kommen die Rebländer ¼ Stunde später, mittags fangen die Auswärtigen früher an und hören früher wieder auf. Meister M. geht 1/2 Stunde früher zum Mittagessen und erscheint 1/2 Stunde nach Arbeitsbeginn. Der Betriebsrat hat dauernd Larifari-Sorgen u.s.w.“

Joachim Jensch